

Ich brauche Ihre Bibliothek gar nicht!

Reminiszenzen eines ausgedienten Erwerbungsbibliothekars

Richard Landwehrmeyer

In Tübingen, in den siebziger Jahren, kam ich auf einer Party der Universität mit einem Lokalpolitiker ins Gespräch, der mir sagte: „Ich brauche Ihre Bibliothek gar nicht; wenn ich ein Buch brauche, kaufe ich mir das selbst.“ – Ich habe ihm darauf zunächst zu seinen Vermögensumständen gratuliert, dann aber bezweifelt, daß er bei diesem Prinzip bleiben werde, wenn seine Kinder erst ins Studentenalter kämen. Und ich gab ihm zu verstehen – höflicher als ich dies hier zuspitze –, daß sein geistiger Horizont ziemlich eng sein müsse, denn viele Bücher, die zu lesen sich lohne, seien im Buchhandel gar nicht erhältlich: ältere zum Beispiel, von denen es keine Neuauflage und keinen Nachdruck gebe, oder ausländische, bei denen der örtliche Buchhandel doch oft versage oder eine Besorgung nur unter abschreckenden Bedingungen möglich sei. Und ich konnte es nicht lassen ihn zu fragen, ob er bei den Büchern, die er sich kaufe, schon einmal die Literaturverzeichnisse beachtet habe – ich nahm an, es handelte sich meist um Sachbücher –, und ob er meinte, die Autoren dieser Bücher hätten sich auch jedes Buch und jede Zeitschrift, die sie brauchten, selber gekauft? – Ach so, das hatte er sich noch nie überlegt. Er gab dann zu, daß „meine Bibliothek“, wenn nicht für ihn, so doch für andere, durchaus wichtig sein könne.

In solche Situationen kommt man als Bibliothekar nicht selten. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß eigentlich niemand eine Bibliothek benötigt, immer nur die ändern. Diese anderen aber kommen in der Realität der Bibliotheken wirklich vor, sogar massenhaft, obgleich immer nur als Individuen. Aus dieser Masse von Einzelwesen muß dann so etwas wie „der Benutzer“ – heutzutage natürlich „der/die Benutzer/in“ – abstrahiert werden, für die/den die Bibliothek eigentlich da ist. Und diese Abstraktion dient als ein wesentliches, ja als entscheidendes Kriterium bei der Erwerbungsstätigkeit und beim Bestandsaufbau einer Bibliothek. Durchsetzt ist dieses Abstraktum aber auch mit konkreten Lebewesen, die sich manchmal sogar als Benutzer mit bestimmten Wünschen artikulieren. In der Summe wird aus diesen aber wieder ein ziemlich unbestimmtes Untier, dessen wissenschaftliche Beschreibung schwierig ist und das auch durch Benutzeruntersuchungen und Benutzerbefragungen keine rechte Gestalt annehmen will. Denn es handelt sich nicht nur um ein vielköpfiges – gelegentlich auch querköpfiges – Wesen, sondern um ein in sich sehr unterschiedliches, widersprüchliches und höchst wandelbares. Wie tierlieb man als Bibliothekar auch ist, man kann sich ihm nur mit Bedacht nähern, ausgerüstet mit Grundsätzen. Denn der

Benutzer, der einem entgegentritt, ist niemals „der Benutzer“, sondern immer nur einer davon, und was alle die andern wollen, wünschen oder erwarten und „brauchen“, das kann man nur erraten. Schlimmer noch: viele Benutzer, mit denen die Bibliothek rechnen muß, gibt es noch gar nicht. Sie erscheinen erst bei der nächsten Neubesetzung eines Lehrstuhls und mit der nächsten Studentengeneration. Und größtenteils fallen die Benutzer einer wissenschaftlichen Bibliothek überhaupt erst ins nächste Jahrhundert. Da muß man sich doch fragen, wenn Bibliotheken einen Bestand von Büchern (und anderen „Medien“) ansammeln, was sie damit eigentlich tun? Wozu und für wen? Und wovon lassen sie sich dabei leiten? (Wenn hier von Bibliotheken die Rede ist, meine ich die Wissenschaftlichen Universalbibliotheken, wozu unsere Universitätsbibliotheken sämtlich, mehr oder weniger, gehören, auch wenn an ihren Universitäten ganze Fakultäten fehlen.)

An das Tübinger Party-Gespräch anknüpfend habe ich in „meinen Bibliotheken“ den Fachreferenten stets nahegelegt, sich die bibliographischen Anhänge von Neuerscheinungen gründlich anzusehen und sich zu fragen: Hätte dieses Buch mit den Beständen und Hilfsmittel dieser Bibliothek geschrieben werden können? – Wurde es zu recht erworben, gehörte es zum Sammelprofil einer Bibliothek, muß diese Frage nicht nur erlaubt sein, sie drängt sich geradezu auf. Ist die Antwort – nach zeitraubender, aber aufschlußreicher Überprüfung an den Katalogen – überwiegend negativ, sollte man sich über die Gründe klar werden und dann entweder die zutage getretenen Lücken schließen oder mit guten Gründen auf die Einbettung der eigenen Bibliothek in das überregionale Bibliothekssystem und dessen Subsidiaritätsprinzip vertrauen. Es gibt keine besseren Ciceroni zu Büchern, „die man haben muß“, als gut gearbeitete (nicht nur kompilierte) Literaturverzeichnisse in Monographien. Anzunehmen ist, daß Leser eines solchen Buches, Benutzer dieser Bibliothek, den Hinweisen ebenfalls nachgehen. Der Bibliothekar denkt also als Benutzer und kommt ihm entgegen, eilt ihm voraus. Ohne ein solches Zwiegespräch zwischen Bibliothekar und Leser, das der Bibliothekar meist mit sich selbst zu führen hat, kann kein guter Bestand zusammen „wachsen“. Das aber heißt: der Bibliothekar muß auch Leser sein. Liest er nicht, ist er verloren. Er verliert sich, orientierungslos, im Niemandsland zwischen den Zufällen des Vorhandenen und den Lockungen der Angebote und tappt im Dunkeln. – Ein Tip dieser Art ist nicht mehr als ein Fingerzeig; aber ein deutlicher Hinweis darauf, daß es im Erwerbungsgeschäft um mehr geht als um Bestands-„Vermehrung“. Er kann jedoch erst ergiebig sein, wenn im Bestand bereits eine bestimmte Dichte erreicht ist. Dann aber ist er unentbehrlich. Wird er auch praktiziert?

Beim Aufbau des Grundbestandes der Bibliothek der Universität Konstanz mußten wir anders vorgehen. (Reminiszenzen sind keine Geschichtsschreibung. In der Erinnerung schwingt das Geständnis mit, daß es für mich als „Erwerbungs-

Bibliothekar“ keine schönere und keine schwierigere Zeit gegeben hat als die ersten Jahre in Konstanz.)

Damals ging es darum, in kürzester Zeit – aber unter der glücklichen Bedingung eines Vorlaufs – eine leistungsfähige Erwerbungsorganisation einzurichten und mit dieser den Guld- und Arbeitsbestand für eine Universität aufzubauen, die mit den höchsten Ansprüchen gegründet worden war. Die Organisation reichte von der Erfindung geeigneter Arbeitsmittel – so banaler Dinge wie Formularblöcke für die Einmalerausfassung bibliographischer Daten, die (bei gleichzeitiger Rationalisierung der Bearbeitungsvorgänge) für die Bestell- und Bestandskartei, also für sämtliche Erwerbungsfunktionen und zugleich für den Grundkatalog der Universität geeignet waren – bis zu einer auf Anhieb richtigen Position gegenüber dem Buchmarkt. Der Erwerbungsradius würde groß sein (Literatur aus allen wissenschaftsproduktiven Ländern und Fachgebieten), die Erwerbungstiefe beträchtlich (nicht nur Novitäten, sondern in großem Umfang Antiquaria) und die Erwerbungsbreite und –dichte (bezogen auf die Fachbereiche und ihre Schwerpunkte) würde hohen Erwartungen entsprechen müssen. Oberster Imperativ aber war Tempo. Masse, Diversität und kurze Fristen – Kürzestfristen für die Beschaffung von außen wie für die Bereitstellung innerhalb der Universität – galt es „auf einen Nenner“ zu bringen. Natürlich nicht nur unter den Prämissen des organisatorisch Machbaren, sondern unter den Bedingungen des haushaltsrechtlich Möglichen. Zum landespolitisch Gebotenen gehörte darüber hinaus, die Lieferanten nicht nur unter dem Kriterium der größten Leistungsfähigkeit auszuwählen, sondern eine angemessene Beteiligung des heimischen Buchhandels sicherzustellen, am Orte wie im Lande, nicht nur in Baden, auch in Württemberg. Das Gleiche galt für die Buchbinder.

Die geringste Sorge – und das ist das nahezu Märchenhafte dieser Anfänge – machte uns der Erwerbungssetat. Viel größer als die Befürchtung, die Mittel könnten nicht ausreichen, war die Not, die vorhandenen Mittel – mit einem zunächst noch kleinen Mitarbeiterstab – in jedem Haushaltsjahr rechtzeitig und vollständig in Erwerbungen umzusetzen und dabei keinen Moment das Ziel aus dem Auge zu verlieren, dem Vordringlichen absoluten Vorrang zu geben und zugleich weitsichtig einen kohärenten, breitgefächerten Bestand von hoher Qualität zusammenzubringen.

Organisation und Arbeitsmittel mußten so angelegt sein, daß sie auch den voraussehbaren künftigen Belastungen gewachsen waren; denn die einmal gewählten Verfahren würden sich nachträglich, unter dem Druck der Anforderungen und dem Gewicht der Fakten, kaum noch ändern lassen. Die ersten Entwürfe für die Bestellformulare – um noch einmal die Kleinarbeit zu erwähnen, die mit einer „großen Aufgabe“ dieser Art verbunden ist – entstanden in einem Café in Karlsruhe, wo Joachim Stoltzenburg sich mit mir getroffen hatte, noch ehe die „Arbeitsstelle“

überhaupt eingerichtet war. Günther Rabe, der in solchen Dingen mit allen Wassern gewaschen war, hat ihnen dann den letzten Schliff gegeben. Er konnte, tief tüftelnd, auch noch die letzten, heimtückischen Konsequenzen einmal getroffener Festlegungen voraussehen und durch hartnäckiges Insistieren zu Beginn spätere Komplikationen verhindern. Zu den glücklichen Fügungen der Anfangszeit gehörte auch diese Mischung von Ungestüm und Bedachtsamkeit: „Sto“ rechts, „Ra“ links, und „La“ meist in der Mitte. Motto: Wir machen alles anders und natürlich besser; aber – Attention! – womit wir kochen, ist auch nur Wasser. (Die Bestellformulare fanden übrigens die besondere Anerkennung eines Buchhändlers alter Schule aus Amsterdam – 'alav ha-shalom –: das war für mich das Gütesiegel. Die Erlebnisse mit unsern „Lieferanten“ könnten leicht einen eigenen Beitrag füllen.)

Die Auswahl der Lieferanten war brisant und blieb nicht unangefochten. Sachlich geboten war es, mit möglichst wenig Partnern im Buchhandel auszukommen, von diesen aber, bei großem Bestellvolumen, besondere Leistungen und auch Sonderleistungen zu verlangen. Politische Rücksichten – und auch manche Sachgründe (z.B. die Unverzichtbarkeit von Lieferanten im Ausland) – führten dann aber doch zu einer weitergehenden Verteilung. (Von der einen Firma wurde uns, von der Konkurrenz, vehement abgeraten, weil der Inhaber, als ehemaliger Leipziger, doch ein Kommunist war; ein anderer war dagegen galt als zu katholisch.) Für die Beschaffung von Antiquaria waren die Regeln ohnehin ganz andere als für den laufenden Bezug von Fortsetzungswerken und Novitäten. Ein günstiger Umstand war die geographische Nähe von Groß-Antiquariaten. Aber alle diese Beziehungen mußten zunächst einmal etabliert werden und sofort in reibungslose Routine übergehen. Daraus entstanden produktive Wechselbeziehungen; beide Seiten haben viel voneinander gelernt; das Ungewöhnliche war dabei das Normale.

In der Universität mußte vor allem die bestehende Skepsis gegen die Bibliothek als zentrale, folglich schwerfällige Einrichtung ständig und immer wieder, im Ganzen und in Hunderten von Einzelfällen, durch prompte Dienstleistungen widerlegt werden. Der Gründungsrektor war sich nicht zu gut, persönlich Bücher zu bestellen, um auszuprobieren, wie schnell wir waren. Eil- und Expressbestellungen waren der Hätetest des Konstanzer Modells. Es mußte gelingen, gleichsam im Handumdrehen einen Bestand an Quellenwerken und wissenschaftlicher Literatur zusammenzutragen, der die Universität sofort, vom ersten Tage an, arbeitsfähig machte. Eine ganze Reihe möglicher Verfahren bot sich an; das Problem war, daß sie miteinander in Konflikt gerieten, sich nicht etwa gegenseitig ergänzten, sondern behinderten, und doch alle unverzichtbar waren.

Die eine Seite solider Arbeit war Einzelauswahl aufgrund kritischer Sichtung ergiebiger und zuverlässiger Unterlagen. Die Leitvorstellung: ein konzentrierter

Bestand des Wichtigen, reine Substanz, nur „das Beste“, frei von Schutt. Eine Fiktion! Aber die Grundlage der Erwerbungs-Ethik. Reiner Quaderbau – das geht bei römischen Aquädukten, aber nicht bei einem Bücherbestand. Was die Quellen und „großen Werke“ zusammenhält, ist die wissenschaftliche Auffüllung zwischendrin, der gelehrte Mörtel, das Stützwerk und die Hilfen drumherum.

Die andere Seite wirkungsvollen Vorgehens, das schnell zu vorzeigbaren Ergebnissen führen konnte, waren Pauschalverfahren – sie erschienen, unter dem bestehenden Zeitdruck, das Zauberwort schlechthin zu sein. „In großem Stile“ erwerben, nicht „typisch bibliothekarisch“. Aber der große Stil bestand dann doch aus Tausenden von Einzelheiten, Einzeltiteln. Dies bibliographische Gestrüpp legt den Riesenschritten bald enge Fesseln an. Ankauf geschlossener Sammlungen, Sammlungen, die ganze Gebiete abdecken, das ist eine gute Devise für neue Bibliotheken. Nur müssen sie einem in dem Augenblick, in dem man sie braucht, auch angeboten werden; und eben das hat man nicht in der Hand. Die guten Angebote kommen immer zu spät. Schon bei der zweiten Sammlung ist der Anteil an Dubletten zu hoch. – Im Glücksfall aber kann eine solche Sammlung jahrelange Referententätigkeit ersetzen. Die Bibliothek des Latinisten aus Münster, der seine Bücher im Kriege verloren hatte und sich mit monomanischem Eifer eine neue Fachbibliothek aufgebaut hatte, indem er jede freie Stunde, auch das Viertelstündchen, das eigentlich für den Mittagsschlaf bestimmt war, für die Durchsicht von Antiquariatskatalogen nutzte, war ein solcher Fall.

Aber anschließend an einen Ankauf dieser Art ist Einzelabgleich wieder die bittere Notwendigkeit. Pauschalverfahren gehen schnell wieder in Einzelauswahl über. Nur wenn der erste Griff ein großer gewesen war, hatte sich die Sache wirklich gelohnt. Herausragende Sammlungen aber waren eher rar. Die „normale“ Bibliothek von Gelehrten war selten in toto erwerbenswertig. Diese Leute sind zu vielseitig und meist eben keine Monomanen. Nahezu jeder hatte *Die Kultur der Renaissance in Italien*, in Kröners Taschenausgabe, in seinem Bücherschrank. Und es ist nicht leicht, Professorenwitwen nahe zu bringen, daß Marginalien in Büchern wohl von besonderem Interesse sein können, wenn sie von einem Schopenhauer stammen, in andern Fällen aber eher stören und sogar wertmindernd sind.

Ich übertreibe sicher nicht sehr, wenn ich sage, daß damals so ziemlich alle Verfahren, die in diesem Geschäft möglich sind, ausprobiert worden sind, soweit sich Einfallsreichtum mit der Resistenz von Routine-Geschäftsgängen in Einklang bringen ließ – besser gesagt, damals möglich waren: Microfilmsammlungen, CD-ROM oder gar die virtuelle Bibliothek lagen noch in weiter Ferne. Insofern fallen die Konstanzer Anfänge noch in die „klassische“ Epoche des Bibliothekswesens. Aber es ging recht unkonventionell zu. Als Beispiel, das in der deutschen Bibliotheksgeschichte bis dato

kaum vorgekommen sein dürfte, erwähne ich die Umsetzung eines sechstelligen DM-Betrages (Sondermittel sechs Wochen vor Kassenschluß, der Jahresetat einer kleineren Universitätsbibliothek) in einen entsprechenden Zeitschriften-Grundbestand innerhalb von drei Tagen, unter strikter Einhaltung der Maxime „Keine Ruinen anlegen“ (also keine Bruchstücke von Zeitschriftensätzen kaufen). Möglich war das nur durch die Verlagerung der gesamten, viele Tonnen schwere Lagerkartei eines der schon erwähnten Großantiquariate, über die Schweizer Grenze hinweg, in die Bücklestraße. Die Bereitschaft dazu muß man finden; und das Geld haben. Wovon man als Bibliothekar sonst nur träumen kann, war damals Wirklichkeit. Aber Lehrstücke für die klassische Lehre der Erwerbungspraxis waren es wohl nicht. War es aber grundsätzlich anders? – In einer besonderen Situation, und in ungewöhnlicher Akzelleration, wurde nur besonders deutlich, wie vielförmig die Erwerbungspraxis ist, und daß es keine allein richtige (und schon gar keine seligmachende) Methode gibt, daß Dogmen nur schaden und daß ungewöhnliche Umstände ein entsprechendes Maß an praktischer Phantasie herausfordern.

Oberstes Gebot war selbstverständlich die Erfüllung aller Anforderungen, die vom Lehrkörper an die Bibliothek herangetragen wurden. Diese Desiderate waren nach Umfang und Intensität höchst disparat und gingen von Null bis unerfüllbar. Ganze Seminar- und Institutsbibliotheks-Kataloge wurden kopiert und uns in der Erwartung vorgelegt (um nicht zu sagen vorgeworfen), daß alles dies auch in Konstanz zu Verfügung stünde, oft ohne kritische Sichtung. Versuche, hierbei „lenkend“ einzugreifen – „Dirigismus“ vertrug sich ohnehin nicht mit der Philosophie des einschichtigen Bibliothekssystems –, endeten nicht immer in voller Harmonie; aber dem standen viele Fälle intensiver und erleuchtender Kooperation gegenüber, wie sie nur in solchen Ausnahmesituationen aufblühen können.

Als organisatorisches Grundproblem stellte sich nach einiger Zeit heraus, daß die Anforderungen einen solchen Umfang annahmen, daß eine geordnete Bearbeitung nicht mehr möglich war. Wer aus dem Lehrkörper maßvolle Wünsche an die Bibliothek herantrug, durfte zurecht erwarten, diese umgehend bearbeitet und rasch bereitgestellt zu sehen; sie gingen aber in den Anforderungsbergen anderer unter. Diese blockierten ebenso die systematische Erwerbungsstätigkeit der Bibliothek selbst. – In diesem Zustand, der chaotisch zu werden drohte, stand nicht weniger auf dem Spiel als das Prinzip der *einen* Bibliothek für die ganze Universität. Es sah so aus, als ginge kein Kamel durch dieses Nadelöhr. Für die Bibliothek war klar, daß Bitten um Verständnis und Geduld, oder Appelle ans Maßhalten, keine Antwort waren. Die richtige Replik konnte nur eine organisatorische sein. Das war die Geburtsstunde der sogenannten Sektionen in der Buchakzession: eine Gliederung nach Fachgebieten-Gruppen/Fachbereichen, die den Zustrom von Bestellungen kanalisierte, Stetigkeit

wiederherstellte, die Vorgänge beschleunigte und auch für die Mitarbeiter eine inhaltliche Beziehung zu „ihren“ Gebieten und „ihren“ Fachbereichen ermöglichte. Das Verhältnis der Universitätsangehörigen zur Beschaffungsmaschine Bibliothek wurde dadurch ent-anonymisiert, und es konnte sich wieder eine Art Seminar-Wärme entwickeln. Das Gelingen hing freilich nicht nur von der organisatorischen Umstellung ab, sondern von der Einstellung der Mitarbeiter – und diese wurden von Maria Weinschrod, der Leiterin der Buchakzession, munter gehalten. – Es ging also (mit entsprechender Umschichtung von Personal) um eine Dezentralisierung innerhalb der zentralen Organisation, ohne Preisgabe des Prinzips, unter Aufrechterhaltung der zentralen Bestell- und Bestands-Kartei als bibliothekarisches Rückgrat der gesamten Universität.

Unter solchen Umständen war das Verhältnis zwischen Bibliothek und Benutzern spannend – hatte eine eigene Art von Spannung –, wobei es darauf ankam, daß die Universitätsangehörigen die Bibliothek als die Ihre empfinden konnten und die Bibliothek „ihre“ Benutzer ständig vor Augen hatte. Den damaligen Angehörigen des sogenannten Mittelbaus kam hierbei eine besondere Vermittlerfunktion zu, die sie glänzend erfüllt haben. Sie fühlten sich in der Bibliothek zuhause, wirkten mit und wurden zugleich von Routinearbeit entlastet. – Im Prinzip ging es bei dem Bestandsaufbau für eine ganze Universität darum, dessen innere Eigengesetzlichkeit, die von der Bibliothek zur Geltung zu bringen war, mit seiner entschiedenen Determinierung durch diejenigen zu verbinden, für die er bestimmt war. Nach dieser Vorstellung sollten die Grundsätze der Erwerbung gemeinsam entwickelt werden; ihre Anwendung und Einhaltung sollte Sache der Bibliothek sein, ihre Modifikation und Korrektur Angelegenheit der Benutzer. Für die Bibliothek hieß dies: *Prima la musica, dopo le parole*. Die Musik machte die Bibliothek, als erste, dann kam das Wort der Benutzer. Die Musik aber mußte dem Libretto auf den Leib geschneidert werden. Das heißt, konkret: Desiderate und Bestellvorschläge der Benutzer sollten sich mehr und mehr erübrigen, weil die Bibliothek ihnen längst zugekommen war.

Manches blieb Wunschvorstellung; vielfältig war die Wirklichkeit; ein Rückblick wird bunt durch Anekdoten.

Als ich in der Auswahlkommission des Landes für die Ausbildung zum Höheren Bibliotheksdienst saß, irgendwann in den siebziger Jahren, stellt sich auch ein Kandidat vor, der in Konstanz studiert hatte. Auf meine hinterhältige Frage, wie er den Bücherbestand der Bibliothek beurteile, kam die Antwort: „Die haben am Bedarf total vorbeigesammelt; es gibt da eine Menge Bücher, die man fürs Staatsexamen überhaupt nicht braucht.“ – Fazit meiner siebenjährigen Tätigkeit als Erwerbungschef. Mir fiel dabei, schuldbewußt, die Balzac-Sammlung ein, die ich aus Belgischer Provenienz über ein Schweizer Antiquariat erworben hatte. Darin befand sich nahezu jede französisch

geschriebene Publikation über Balzac – freilich mehr als man für ein Staatsexamen braucht. Ich muß hierzu sagen, daß diese Erwerbung noch unter der Prämisse einer „Elite-Universität“ europäischen Zuschnitts erfolgt war. („Konstanz“ hatte damals einen stolzen Klang – wie „Stoltzenburg“.)

Nur soviel zu den Ergebnissen; zurück zu den Anfängen. Als wir noch in der ersten Aufbauarbeit steckten und nach und nach die neuberufenen Mitglieder des Lehrkörpers eintrafen, hatten wir es auch mit zwei Mathematikern zu tun, wie man sie sich unterschiedlicher nicht denken kann. Der eine erklärte, wie der Tübinger Lokalpolitiker, aber aus ganz andern Gründen, er brauche die Bibliothek nicht, ihm genüge ein Blatt Papier und ein Bleistift. Ihm gegenüber wäre eine Frechheit wie meine Tübinger Antwort ganz unangebracht gewesen; ich wagte aber doch den Hinweis, daß seine Studenten möglicherweise noch nicht so weit seien und auf mathematische Literatur vorerst noch angewiesen. Das ließ er gelten. – Der andere deklarierte mit Aplomb, bevor ihm nicht ein Bestand von 35.000 Bänden zur Verfügung stünde, könne er gar nicht anfangen zu arbeiten. – Welche Grundsätze oder Korrekture für den Bestandsaufbau sollten wir nun aus solchen Erklärungen ableiten? Für Fehlentscheidungen öffnete sich eine breite Perspektive. Mit Sicherheit war eines richtig: ein Bestand von 35.000 Bänden reine Mathematik-Literatur – die angrenzenden Gebiete und die allgemeinen Werke stecken im einschichtigen System ja in den Nachbarregalen – konnte für den Anfang nicht schlecht sein, sogar wenn er von einem Nicht-Mathematiker zusammengebracht würde, und würde den Bedarf der übrigen Mathematiker vermutlich mit abdecken.

Dies unterstreicht die unerschütterliche Erkenntnis, daß eine größere Bibliothek immer auch die bessere ist. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bieten, und den meisten genug. Kann dies aber heißen, daß man bei entsprechendem Mitteleinsatz auf Auswahlkriterien eigentlich verzichten kann? Müssen wir uns soviel Mühe mit der Auswahl machen, nur weil die Mittel begrenzt sind? Oder gibt es bestandsinhärente Qualitätskriterien, bei deren Anwendung ein kleinerer Bestand besser sein kann als ein großer? Die Frage zielt auf eine Grund-Crux der Bibliotheken. Ich komme darauf zurück.

Ein eklatantes Beispiel für eine „benutzerorientierte“ Fehlentscheidung, wie sie in diesem Ausmaß nur bei neuen Bibliotheken vorkommen kann, war die Nicht-Erwerbung der Zeitschriftensammlung des Bodensee-Geschichts-Vereins: eine im Tausch zusammengetragene, nahezu komplette Sammlung aller regionalgeschichtlichen Periodica, die von vergleichbaren deutschsprachigen Vereinen herausgegeben wurden. Die Forderung dafür, im Grunde bescheiden, war doch so hoch, daß selbst ich, der ich durch Ängstlichkeit bei Erwerbungsentscheidungen bisher nicht aufgefallen war, die Meinung vertrat, hierüber müsse die Universität selbst entscheiden. Auch Joachim

Stoltzenburg, der sonst (wie man in Mecklenburg sagt) auch nicht bange war, war dieser Meinung. – Die Antwort des versammelten Sachverständes war negativ: Historische Landeskunde werde an allen traditionellen Universitäten des Landes ausreichend betrieben, das müsse in Konstanz nicht auch noch sein. – Als einige Monate später der Historiker Rabe seine Tätigkeit in Konstanz aufnahm, erklärte er mir gleich beim ersten Gespräch, seine Arbeit beruhe weitgehend auf breiter Feldforschung und dazu benötige er, unter anderem, sämtliche landesgeschichtlichen Zeitschriften. Diese sind dann, so weit möglich, in mühsamer Kleinarbeit, in der Summe sicher viel teurer und nicht ganz lückenlos, beschafft worden. – Soll man als Bibliothekar daraus die Lehre ziehen, daß man bei schwierigen Entscheidungen niemanden fragen darf, besonders nicht bei großen Brocken, und vor allem kein Gremium (allenfalls den Haushälter!)? Sondern nur sein eigenes, durch Erfahrung geschärftes, fachliches Wissen und Gewissen? Noch heute habe ich Beklemmungen, wenn ich mir ausmale, wie teuer mein Mangel an Courage die Universität zu stehen gekommen ist. Aber was hätten die Nichthistoriker unter den Professoren, die sich in der Bücklestraße von unseren Fortschritten ein Bild machen wollten, gesagt, wenn sie statt „wichtiger Literatur“ aus ihren eigenen Fachgebieten Meter um Meter „verstaubter“ landesgeschichtlicher Zeitschriften vorgefunden hätten?

So wie die gute Handel-Mazetti – die Courths-Mahler der österreichischen und süddeutschen Katholiken – die Bibliothek fast um ihren guten Ruf gebracht hätte. Eines Tages bekam ich vom Bürgermeister eines Dorfes unweit von Ulm eine Liste zugeschickt, mit der uns eine Privatbibliothek zum Verkauf angeboten wurde. Die bibliographischen Angaben waren mehr als dürftig: „Goethe: Werke“, „Keller: Werke“, „Shakespeare: Werke“ usw., allerdings auch beide Reihen der „Bibliothek der Kirchenväter“. Man konnte sich viel, aber auch nur wenig darunter vorstellen. Ich legte die Liste auf die Seite, bis ich an einem Freitagmorgen den Anruf des Bürgermeisters erhielt, der mir sagte, am Montag erwarte er den Besuch von zwei Antiquaren aus Frankfurt, ob ich nun Interesse habe oder nicht? – Ich komme sofort! – Angekommen und gleich vorgelassen, äußerte ich meine Vermutung, es müsse sich doch wohl um die Bibliothek des Ortsgeistlichen handeln, oder des Lehrers, denn wo sonst fände man in einem Bücherschrank die Bibliothek der Kirchenväter... – Nein, nein. Sie werden ja sehen. – Er fuhr mich zu einem Einfamilienhäusle, wo uns zwei ältere Damen, Schwestern des Verstorbenen, empfingen und uns gleich ins Bibliothekszimmer führten: ein Schlafzimmer mit Bett und Schrank, voller Bücher, nach Sachgebieten gestapelt. Auf dem Kleiderschrank, gleich ins Auge fallend: die Gundolfsche Shakespeare-Ausgabe, grüne Leinenbände, goldverziert. Ich wiederholte mein Sprüchlein vom Ortsgeistlichen: „Ha noi – mit einer Handbewegung hoch zum Schrank – so hohe Dinge wie der Shäkspieler leset die geischtliche Herre nit!“ – Was war es? Die

Bibliothek eines Zementarbeiters. Dieser hatte als junger Mann bei einem Betriebsunfall einen Arm verloren und wurde fortan von der Fabrik als Bote verwendet. Als solcher kam er mehrmals die Woche nach Ulm. Dort knüpfte er Beziehungen zu einer Buchhandlung an und erwarb, was er sich leisten konnte: die schönsten Insel- und Langen-Müller-Ausgaben der zwanziger und dreißiger Jahre, Klassiker, die komplette „Bibliothek der Kirchenväter (sie lag dort im Original-Schutzkarton) und eine Menge katholischer Erbauungsliteratur, darunter eine lange Reihe Handel-Mazetti. Er blieb unverheiratet, rauchte nicht, trank nie, verwendete jede Mark, die er erübrigen konnte, auf seine Bücher, und er las was er kaufte. Für Regale war das Geld zu schade, dafür konnte man neue Bücher erwerben. Eines Tages, in hohem Alter, als er im Sommer draußen im Garten gelesen hatte, kam er ins Haus und sagte, heut sei er zum ersten Male über einem Buch eingeschlafen. Er hatte ein Schlägle gehabt. Am Abend traf ihn das zweite. Er war tot. –

Diese Sammlung erwarb ich für die Universität zu einem Durchschnittspreis von DM 2,50 pro Band. Es war ganz in den Anfängen. Die Professoren Jauß und Preisendanz kamen an der Arbeitsstelle vorbei. Ich war auswärts. Nur Hartmut Ern, unser Naturwissenschaftler, konnte sie führen. Er wußte von dem Vorgang nichts. Sie stießen auf Handel-Mazetti. Die Bemerkungen darüber kann man sich ausmalen. – Etliche Zeit später rief mich Herr Preisendanz an: Also, es würde jetzt intensiv über Trivial-Literatur gearbeitet, ich möchte doch dafür sorgen, daß ... – Also doch Handel-Mazetti! – konnte ich nicht unterdrücken und habe mich selten über eine problematische Erwerbung so gefreut.

Herr Jauß ließ mich bei Gelegenheit eines Mittagessens, wo wir uns in größerem Kreise zufällig gegenüberaßen, wissen, Goethe brauche die Bibliothek nicht zu kaufen, niemand von ihnen würde das lesen. Ich weiß bis heute nicht, ob das eine Plaisanterie war oder wirklich seine Meinung. Damals konnte ich ihm erwidern, daß bereits mehrere Ausgaben im Hause wären und bestimmt für deren Ergänzung gesorgt würde, zusammen mit der noch beschaffbaren, wichtigeren Goethe-Literatur. Ich nehme an, dies ist inzwischen geschehen. (Sogar über das Staatsexamensniveau hinaus.) Hätte ich seinem Rat folgen sollen?

In den allerersten Anfängen kam auch Ralf Darendorf in die Bücklestraße, von seinem Assistentenstab umgeben, und fragte mich, auf seine Art, zweifellos vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen mit anderen Universitätsbibliotheken, wie ich über die Erwerbung von Taschenbüchern denke. Eine für seine Verhältnisse harmlose, eine berechnete und für die Bibliothek wichtige Frage, auf die ich ihm eine befriedigende Antwort geben konnte, so wie sie auf der Hand lag (wenn auch vielleicht nicht auf der Hand eines jeden Bibliothekars aus einer „klassischen“ Universitätsbibliothek). Das

Exzeptionelle an der Sache war, daß auch der Groß-Ordinarius sich darum kümmerte, was in der Bibliothek gemacht wurde.

Ich könnte zum Erwerbungsgeschäft, und besonders zum Verhältnis Benutzer/Bibliothek in dieser Frage, manche Histörchen aus meinen verschiedenen Bibliotheken beitragen. Sie alle legen nahe, auch „den Benutzerbedarf“ nicht zum Dogma zu erheben, zugleich aber den überlieferten Erwerbungsdogmen zu mißtrauen, hauptsächlich dem eigenen Urteil (mit Skepsis) zu folgen und sich seine Entscheidungsfreude nicht nehmen zu lassen. Hier soll es jedoch mit diesen Farbtupfern aus der Konstanzer Palette genug sein.

Eine neue Bibliothek, die man aufbauen muß, hat den Vorteil, daß man über alles, was man macht, nicht nur gründlicher, sondern auch grundsätzlicher nachdenken muß, als wenn man in bestehende Verhältnisse eintritt. Vor allem dann, wenn man, was wir (Joachim Stoltzenburg und ich) uns doch vorgenommen hatten, die beste aller möglichen Bibliotheken „machen“ wollte. Trotzdem haben wir es nie so weit gebracht – soweit ich mich erinnere –, die Grundsätze der Erwerbung im Hinblick auf die Ziele schriftlich zu formulieren. Eine zu frühe Festlegung wäre auch fatal gewesen – oder bloßes Papier geblieben. Wir selbst waren die wandelnden Prinzipien – Prinzipien im Wandel. Im Wandel mit der Entwicklung der Universität. In Anverwandlung von Gesichtspunkten, die uns in unserer davorliegenden Praxis an einer Landes- und an einer Universitätsbibliothek so nicht vermittelt worden waren. Ich habe schon vorher geahnt, aber erst später gelernt, daß die Konstanzer Situation wohl exponiert war, aber nicht singulär. Auch die neueste Bibliothek hat es mit den alten Problemen zu tun. Das Erwerbungsgeschäft ist überall gleich ungleich. (Wenn jetzt auf Anekdoten Paradoxien folgen, geht es um die gleiche Sache, nur anders gewendet.)

Man kann sich die Erwerbungsstätigkeit auf einen Raster projiziert denken, auf dem jede getroffene Erwerbungsentscheidung einen Punkt bildet, deren Gesamtheit dann ein bestimmtes Muster oder eine Figur ergibt, im Glücksfall ein deutliches Profil. Eingestreut aber sind fast ebenso viele Fragezeichen, die auf dem Raster nicht erscheinen, also *kein* Bild ergeben. Über Bestandsprofile ist viel geschrieben worden; die Kehrseite davon, ein Lückenprofil, hat für eine größere Bibliothek wohl noch niemand unternommen (Dies wäre viel wichtiger als eine Gesamtrevision – zu der sich größere Bibliotheken aber auch nur selten verstiegen haben – und dann meist steckengeblieben sind.) Lücken sind „unfaßbar“, sie sind einem nicht präsent wie der vorhandene Bestand, man stößt nur immer wieder darauf und stößt sich daran und kann es nicht fassen, wie das passieren konnte. Statistisch treten sie nicht auf, sie

verursachen keine Verwaltungs-, Stellraum- und Konservierungskosten – und wären unter diesen Gesichtspunkten fast das Beste, was eine Bibliothek zu bieten hat. Welche Kosten sie aber auf der Benutzerseite verursachen, hat noch niemand errechnet: die Negativ-Statistik des Leihverkehrs gibt nur einen Hinweis darauf. Allerdings einen deutlichen. Auch bliebe ein „Lückenprofil“ allein deshalb utopisch, weil die Folgerung daraus, eine systematische Lücken-Schließung und Bestandsergänzung, unter den üblichen Umständen gar nicht zu finanzieren wäre. Für Einzelbibliotheken ist das Problem also nicht lösbar: die einzige Kompensation bleibt der Verbund von Bibliotheken mit einem geplanten, überregionalen Schwerpunktsystem. Auch bei Schwerpunkten und Sondersammelgebieten sind nachträgliche Kontrollen und Korrekturen überaus schwierig und aufwendig. Dies zeigt nur, welche Bedeutung eine rechtzeitige und ausreichende Erwerbung hat. Was nicht „da“ ist, kann auch nicht vermittelt werden. Auch ein Höchstgeschwindigkeits-*Nachweis* ersetzt kein fehlendes Buch. – An einer neuen Bibliothek kann man den Bestandsaufbau und seine Probleme wie im Experiment studieren: was sich sonst über viele Jahrzehnte hinzieht, wird hier im Zeitraffer wiederholt. Manches läßt sich auf Anhieb besser machen als es sich anderswo im Laufe der Zeit ergeben hat; anderes aber kann einfach nicht nachgeholt werden.

Das Verhältnis zwischen dem, was vorhanden ist, und dem, was fehlt, was man auswählt und was man ausläßt, ist für jede einzelne Bibliothek, auch für eine neue, das Grundproblem. Von den Extremen her betrachtet, mag dies besonders deutlich werden.

Ein Mitglied des Bundesrechnungshofes bemängelte an der ehemaligen Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, daß sie „auf Vorrat“ sammle. Ihm schwebte offenbar vor, daß Lagerhaltung teuer und unwirtschaftlich sei. Das Wesen von „Sammlungen“ war ihm nicht aufgegangen. Das Lachen über den Unverstand Außenstehender vergeht einem aber, wenn man aus „den eigenen Reihen“, zum Glück von der Leiterin einer Universitätsbibliothek im Ausland, hört, sie kaufe nur noch, was von den Benutzern tatsächlich bestellt würde. Ich überlasse es dem Leser, sich eine Universität vorzustellen, vor deren Bibliothek der Buchhändler-Slogan hängt „Wir besorgen jedes Buch“, in der sich auf den Regalen aber nur das findet, was von Benutzern schon einmal verlangt wurde. Von Zeitschriften etwa nur „Separata“ in Form von Aufsatzkopien? Auf diese Weise käme vielleicht sogar eine brauchbare Lehrbuchsammlung zustande; aber ein „Bestand“? Was wäre eine Bibliothek, die nur „besorgt“, aber nichts bietet? Eine Bibliothek ohne „Lager“, ohne Vorrat, ohne Überfluß? Eine Bibliothek, die nicht verlockt, reizt, überrascht? – (Wenn man für eine Bibliothek nicht mehr tun will als zuviel, kann man sie sich ganz sparen.) Es ist ja nicht so, daß die Köpfe der Benutzer voller Anregungen steckten und die Bibliothek diesen

nur folgen müßte; sondern der Bestand regt die Köpfe an – vorausgesetzt er ist reich, einladend, zugänglich und begünstigt Entdeckungen und Finderglück. Daß man die Erwerbungen für eine Bibliothek auch ganz „dem Benutzer“ überlassen kann, dafür sind unsere traditionellen Instituts- und Seminarbibliotheken hervorragende Beweise; aber in diesen Fällen ist der Benutzer sein eigener Bibliothekar, und niemand würde wohl behaupten, hierbei sei nur der „tatsächliche Bedarf“ gedeckt und „Vorratswirtschaft“ vermieden worden. Erst durch die Kopien der Kataloge von so mancher Institutsbibliothek ist uns in den Anfängen bewußt geworden, wie dicht – für einen damaligen Universitätsbibliotheks-Bibliothekar unvorstellbar dicht – ein sogenannter Grund- und Arbeitsbestand sein sollte. – Bei eingehender Betrachtung würde sich vielleicht sogar der Laie, der schon vor einer kleinen Privatsammlung den Reflex hat „Was, das haben Sie alles gelesen?“ von der Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit von Vorratsbildung in wissenschaftlichen Bibliotheken überzeugen lassen.

Der Minimalvorstellung einer strikten Vorratsvermeidung – die Universitätsbibliothek als Lehrbuchsammlung – stehen am andern Extrem die Vorrats-Bibliotheken par excellence gegenüber, die nationalen Archivbibliotheken. Ihr Vollständigkeitsprinzip beruht i.d.R. auf einem gesetzlichen Auftrag, hinter ihnen steht also der Wille des Gesetzgebers – wie wenig Mitglieder des gesetzgebenden Organs auch wissen mögen, was sie damit eigentlich wollen.

Hinter den Universitätsbibliotheken, die sich auf unmittelbare Bedarfsbefriedigung nicht reduzieren lassen und Vollständigkeit weder erreichen können noch sollen, steht gar kein bestimmter Wille, sondern es bestehen nur vage Vorstellungen, disparate Wünsche, heterogener „Bedarf“ – in Konstanz stand am Anfang immerhin die politische Einsicht, daß eine herausragende Universität nicht möglich ist ohne eine hervorragende Bibliothek. Entsprechend war die Bemessung der Sach- und Personalmittel. Dies bleibt ein Ruhmesblatt für das Land Baden-Württemberg. Zwischen diesen beiden Extremen die „richtige“ Position zu finden, die dem Sinn und Zweck der Bibliothek entspricht und der Eigenart einer bestimmten Universität angemessen ist, ist nicht nur schwierig, es ist theoretisch so gut wie unmöglich und kann in der Praxis nur approximativ gelingen. Die Bibliotheken, wie sie da sind, sind aber jede für sich eine konkrete Antwort auf diese unlösbare Frage. Wobei die Träger erwarten, daß sie so wenig wie möglich kostet, die Universitäten aber, daß sie „gut“ ist.

Gut kann eine wissenschaftliche Universalbibliothek nur sein, wenn sie in ihren Erwerbungen zu weit gegangen ist. Keine aber weiß, wie weit man zu weit gehen muß, um gut zu sein. Geht sie nicht weit genug, ist ihr ein schlechter Ruf sicher. Unsere traditionellen Universitätsbibliotheken konnten nie weit genug gehen. Die Folgen sind

bekannt. Sieht man sich um nach den Bibliotheken, die einen guten Ruf haben, sind es die mit den größeren Beständen.

Unausweichlich ist für jede dieser Bibliotheken eine Position in der Mitte – zwischen den genannten Extremen. Was aber gibt ihnen das Maß für die richtige Mitte? Es spricht vieles dafür, daß es das Mittelmaß ist. Was daraus folgt, ist mit sicherer Konsequenz Mittelmäßigkeit. Im Glücksfall eine gehobene Mittelmäßigkeit, im Ausnahmefall eine komfortable. Man kann diese Skala verfeinern (verbal), aber (faktisch) nicht wesentlich erweitern. (Wo liegt auf dieser Skala die Bibliothek der Universität Konstanz?)

„Vorprogrammiert“ ist das Mäßige; erwartet aber wird das Hervorragende. Nun gilt es als ausgemacht, daß Excellence – es gibt für das Gemeinte kein besseres Wort als dies englische – keine quantitative Kategorie ist, sondern eine qualitative. Eine kleine, aber „exzellente“ Bibliothek kann man sich leicht vorstellen – z.B. die oben erwähnte Balzac-Sammlung –; was aber ist eine exzellente wissenschaftliche Universalbibliothek? Diejenigen, die diesen Ruf haben, sind die größeren, die mit den reicheren, also „besseren“ Beständen.

In meiner Generation sind wir, was den Bestandsaufbau betrifft, noch mit dem Ideal-Modell der „funktionalen Universalität“ aufgewachsen. Diese Zauberformel, an die wohl noch niemand so recht geglaubt hat, habe ich für eine britische Fachzeitschrift einmal zu erklären versucht und (zurückübersetzt) so paraphrasiert: Eine Bibliothek dieser Art besitzt alles Wichtige, suchen Sie aber ein bestimmtes Buch, ist es nicht vorhanden. – Die freundliche Kollegin aus dem United Kingdom, die sich erboten hatte, mein Englisch kritisch zu mustern, vermerkte am Rand: This contradicts itself! – (Seither ist mein Vertrauen in britischen Humor erschüttert.) Eine wissenschaftliche Universalbibliothek ist also ein Widerspruch in sich! Aber es gibt sie; unterschiedlich gut – wie kommt hier Qualität zustande?

Eine andere Metapher, mit der versucht worden ist, den obersten Grundsatz der Erwerbung auf *einen* Leitbegriff zu bringen – der „organische“ Bestandsaufbau –, erschien Joachim Stoltzenburg und mir besonders suspekt. Es war für uns unzulässig, einen ideologisch verblasenen biologischen Begriff auf bibliothekarische und bibliographische Sachverhalte anzuwenden. Da man aber Leitbegriffe braucht und beim Bestandsaufbau auf die Vorstellung von „Zusammenhang“ nicht verzichten kann – an einer ganz neuen Bibliothek noch weniger als sonstwo – haben wir in unseren Diskursen das Wörtchen „organisch“ durch das Wort „konsequent“ ersetzt. (Das war unser Beitrag zur 68er Revolution – die im übrigen an Konstanz, wo wir ohnehin für eine ganz andere Art von Universität engagiert waren, gänzlich vorbeigegangen ist.) Bei rigoroser Analyse ist auch diese Formel nicht viel besser. Gemeint ist das Gleiche, im Wesentlichen drei Arten von „Konsequenz“, deren Ergebnis sich dann recht

„organisch“ ausnimmt: bibliographische Konsequenz („keine Ruinen anlegen“), thematisch orientierte Konsequenz (kein Thema ist Tabu, alle sind „ausreichend“ durch Publikationen zu belegen) und eine biographisch orientierte Konsequenz (sobald ein Autor und sein Werk selbst Gegenstand wissenschaftlichen Interesses wird, muß von seinen Publikationen nicht nur das eine oder andere vorhanden sein, sondern möglichst „alles“). Alles dies setzt bei den konsequent Auswählenden „Belesenheit“ voraus – wenn diese auch nur in einer emsigen (ameisenhaften) Frequentation von guten Nachschlagewerken besteht – und ein „Organ“ für das was wichtig oder unwichtig ist.

Ich komme noch einmal auf mein Raster mit Erwerbungsunkten zurück, aus denen so etwas wie ein „Profil“ entsteht. Man denke sich das über ein Koordinatenkreuz gelegt:

Graphik

Im „Norden“ stünde der Begriff „Vollständigkeit“. Der innere Kompaß einer Bibliothek ist stets auf diesen magnetischen Pol gerichtet. Der Kompaß zeigt aber nur die Richtung an, er selbst führt nicht weiter.

Im „Süden“ müßte in logischer Opposition der Begriff „Null“ oder „Nichts“ stehen. Eine Bibliothek aus Nichts aber wäre nicht existent, also kann der Gegensatz zu Vollständigkeit hier nur Un-Vollständigkeit sein, unfreiwillige oder geplante Unvollständigkeit, Schwerpunktbildung, Akzentsetzung, „Mut zur Lücke“.

Auf der Horizontalen stünde im „Westen“ das Marktangebot – dies soll keine Anzüglichkeit gegen den angebotsarmen „Osten“ sein –: das Angebot aus Ost und West, aus der ganzen Welt, strukturiert durch *bibliographic control*, aufbereitet durch Angebotsprofile des Buchhandels, Referenzliteratur aller Art, gefiltert durch Kritik, ausgewertet in wissenschaftlichen Publikationen. Auf dieses bewertete oder (wegen seiner Aktualität) noch nicht ausgewertete Material bezieht sich die Auswahlstätigkeit der Bibliothek. Maschinelle und kommerzielle Verfahren helfen bei der Vorsortierung, aber die entscheidende Tätigkeit bleibt Lesen. Fürs Handverlesen steht dem Bibliothekar ein Arsenal von Indizien zur Verfügung: Es reicht von groben Anhaltspunkten bis zu subtilen Merkmalen. Seine sichere Anwendung setzt ein geschultes, durch Erfahrung verfeinertes Sensorium voraus. Das Instrumentarium ist reich; was meist fehlt, ist die Zeit, es anzuwenden – oder man nimmt sie sich nicht.

Im „Osten“ – dort wo die Sonne aufgeht – befindet sich „der Benutzer“ mit seinem „Bedarf“. Dieser ist durch die Aufgaben der Institution, der eine Bibliothek angehört, umrissen; aber von einer genauen Abgrenzung oder gar Definition kann keine Rede sein. Bei einer Universität setzt sich die institutionelle Abgrenzung – z.B.

eine Universität ohne die Fakultäten X und Y – keineswegs gradlinig als Begrenzung des Literaturbedarfs fort. Für die Bibliothek besteht die Universität aus der Gesamtheit der Benutzer und ihren Anforderungen: höchst unterschiedlich, wechselnd und kaum vorhersagbar. Unvorhersehbarkeit des Bedarfs gehört zum Wesen der Forschung; die Bibliothek aber soll auch für den nicht vorhergesehenen Bedarf schon gesorgt haben. Sie produziert darüberhinaus laufend Bedarf, weil jede Publikation zugleich ein Disseminator von Hinweisen auf andere Publikationen ist. Der Benutzer weiß noch nicht was er findet, wenn er sucht; aber dort, wo es nichts zu suchen gibt, findet er auch nichts. Das Gefundene – z.B. der Literatur-Hinweis – führt zum Gesuchten, und dies hofft er in der Bibliothek (als Buch oder Zeitschriftenaufsatz oder in einer anderen Publikationsform) zu finden. Eine Bibliothek muß also immer mehr bieten als der Benutzer zu brauchen meint.

Im Prinzip kann der Literaturbedarf des wissenschaftlichen Benutzers auf der einen Seite kein anderer sein als die wissenschaftliche Produktion auf der anderen. Fehlt es dort, muß es hier produziert werden. (Wissenschaftliche Arbeit ist, soweit buch-orientiert, das Konsumieren und Produzieren von „Literatur“.) Aber das gilt nur für die Gesamtheit der Benutzer auf der einen und die Gesamtheit der Produktion auf der anderen Seite. Jede einzelne Bibliothek hat es mit einem Ausschnitt und einer Untermenge zu tun; bei aller Konvergenz zwischen Bedarf und Angebot im Allgemeinen bestehen im Einzelnen, in einer bestimmten Bibliothek, erhebliche Divergenzen. Ziel jeder Auswahl muß daher sein, den tatsächlich auftretenden Bedarf so weit wie möglich zu antizipieren und zugleich den daraus folgenden Mehrbedarf zu erkennen. Der Bedarf entsteht in Zusammenhängen, die möglicherweise ganz außerhalb des Bestandes liegen, er geht nicht (nur) vom Vorhandenen aus; aber auch der nach „Wert“ gefilterte Auswahlbestand wird ihm weitgehend entsprechen, ihn aber nie decken. Es ist daher klug und sachlich geboten – und ein Grundprinzip „einschichtiger“ Bibliothekssysteme –, ein Zusammenspiel zwischen den Bedarfsträgern und den Vorratsbeschaffern zu organisieren und damit innere Konsequenz und Determinierung von außen so miteinander zu verbinden, daß ein „Bestand“ entsteht, der diesen Namen verdient. Er verdient diesen nur, wenn er den Erwartungen standhält, also sie übertrifft.

Die Ost-West-Bewegung im Koordinatenkreuz führt in der Nord-Süd-Richtung zu Amplituden aller Art, und was auf der Nord-Süd-Schiene geschieht, interferiert ständig mit den West-Ost-Vorgängen. Man sieht, es ist ein wahres „Kreuz“.

Damit dies ganze Hin und Her kein willkürliches Durcheinander ergibt, entsteht das Bedürfnis nach einem ausformulierten Erwerbungs- und Bestandsprofil: in unserer Graphik ein perfekter Kreis zwischen allen Extremen. Problematisch ist dabei nicht der innerste Kreis, der Kernbestand, alles was nahe am Schnittpunkt der Koordinaten liegt,

was in jeder wissenschaftlichen Bibliothek vorhanden sein muß, worin jede der anderen gleicht und wofür sie eigentlich weder Fachreferenten noch vigilante Benutzer braucht. Sorgen machen nicht die Grund- und Hauptwerke in jedem Wissenschaftsfach, wie sie jeder guten „Einführung in...“ zu entnehmen sind (falls es solche gibt) – jedenfalls nicht in der Frage, ob eine Bibliothek, an deren Universität diese Wissenschaft gepflegt wird, sie „vorrätig“ haben sollte oder nicht. Aber mit allem, was darüber hinausgeht, steht man nicht mehr auf festem Boden, ist jedenfalls eine Bibliothek gegenüber der Rechnungsbehörde nicht mehr nachweislich rückversichert. Oberhalb einer bestimmten Konsenslinie könnte fast jede Entscheidung auch eine andere sein. Je mehr Köpfe beteiligt sind, desto unterschiedlicher fallen die Entscheidungen aus. Ausgleich ist nur nach oben, im Sowohl-Als-auch möglich, nicht nach unten, im Entweder-Oder. Auf die Frage, in welchem Umfang in einer wissenschaftlichen Universalbibliothek „die Geisteswelt“ – die verschiedenen nationalen, religiösen, antiken und modernen, mythischen und wissenschaftlichen Geisteswelten – auf den Regalen als Literatur, als Quellenwerke und wissenschaftliche Publikationen, als Texte mit den dazugehörigen Hilfsmitteln, präsent sein müssen, gibt es keine eindeutige Antwort. Stets ist z.B. kontrovers, wie weit man (außerhalb der sprachbezogenen Wissenschaften, wo vieles selbstverständlich ist) in der Erwerbung fremdsprachiger Publikationen geht, wenn das durchschnittliche Rezeptionsvermögen „des Benutzers“ über Deutsch und Englisch nicht hinausgeht. Gilt der Stellenwert eines Werkes innerhalb eines Quellenzusammenhanges oder kulturellen Kontextes oder einer Wissenschaft (die als solche immer nur international sein kann, also vielsprachig sein muß), oder entscheidet das Fassungsvermögen des (quantitativ überwiegend studentischen) Benutzers? Dieses soll aber doch – in einer Universität – erweitert und verfeinert werden, der Bewußtseinshorizont gehoben und aufgehellt: muß die Bibliothek dazu nicht alle Möglichkeiten bieten? Nicht wenigstens die „wichtigsten“ – aber an dieses Wort schließt sich sofort die Frage an: welche also? Wieweit muß eine Bibliothek am Durchschnittbedarf „vorbeisammeln“? Wieweit darüber hinausgehen? – Letztlich ist dies eine politische Frage, die den Sinn und den Auftrag unserer Universitäten betrifft; aber diese wird meist nicht an der Sache, schon gar nicht mit Blick auf die Bibliotheksbestände entschieden, sondern im Proportionengeschlebe der Staatshaushaltspläne.

In der Praxis der Bibliotheken verhält es sich (bei nüchterner Betrachtung) eher so, daß auf dem „Raster“, dessen „Himmelsrichtungen“ ich angedeutet habe, zahllose punktuelle Entscheidungen fallen. Ihre Summe ergibt den vorhandenen Bestand. Dieser wird mit einem theoretisch definierten Bestandsprofil niemals übereinstimmen – das Profil, wenn es denn eines gibt, besteht aus Formulierungen, der Bestand aus „Büchern“ –, er wird ihm bestenfalls im Großen und Ganzen einigermmaßen

entsprechen. Hauptsächlich besteht er im Verhältnis zum idealen Kreis aus Ausbuchtungen und Einschnitten, Ausweitungen und Einengungen, Überschüssen und Defiziten. (Er gleicht also eher – siehe die obige Graphik – einem auf freiem Blech gebackenen Fladen, dem der feste Pfannenrand fehlt, als einem geformten Gebilde.) Die Einzelentscheidungen über Einzelobjekte sind in einem solchen Maß punktuell und individuell, daß eine „Linie“ oder Richtschnur nur als theoretisches Phantom besteht. De facto handelt es sich um eine mehr oder weniger gut begründete Abfolge von Abweichungen. Diese aber ergeben dann doch wieder eine Art sinnvollen Zusammenhangs, oder lassen diesen vermissen, also einen „guten“ Bestand oder einen uninteressanten. Bei systematischer Aufstellung fällt der Unterschied für den geübten Blick sofort ins Auge. Wie dies zustande kommt, bleibt ein Geheimnis; aber es ist kein Wunder. Die wichtigsten Erwerbungsentscheidungen sind die vorangegangenen Personalentscheidungen.

Alle Versuche, Erwerbungsentscheidungen zu objektivieren, zu „verwissenschaftlichen“, werden nicht zu wesentlich besseren Ergebnissen führen, wenn sie denn überhaupt praktikabel sind. Denn, das kommt hinzu, alle Verfahren, die den Anspruch auf Methoden erheben könnten, scheitern an dem entscheidenden Mangel, daß sie nicht angewendet werden (können). Konsequente Erwerbungsverfahren, die aus der Sache selbst entwickelt werden, aus der inneren Dimension einer Wissenschaft und dem qualifizierten Marktangebot, werden nicht nur durch die Subjektivität der Anwender eingeschränkt, sondern brechen mit Sicherheit an den Rand- und Rahmenbedingungen, unter denen Bibliotheken arbeiten müssen, auseinander. Konsequente Methoden der Erwerbung sprengen jeden (real möglichen) Erwerbungsetat. Darüber hinaus werden sie durch Diskontinuitäten im Haushalt, plötzliche Sparmaßnahmen und unvorhergesehene Kürzungen, nicht nur außer Kraft gesetzt, sondern wertlos. Ohne Kontinuität im Haushalt ist Konsequenz im Bestandsaufbau nicht einmal im Ansatz möglich.

In der Praxis reduzieren sich daher alle Methoden auf pragmatische Maximen, die mehr oder weniger intuitiv angewendet werden. Kohärenz entsteht gleichwohl: durch Wissen, Erfahrung, Augenmaß, Urteil – und Fleiß. Der Paradoxien und Widersprüche ist kein Ende.

Ich muß resümierend gestehen, daß ich nach all den Jahren meiner Tätigkeit als Erwerbungsbibliothekar und Leiter von Universalbibliotheken auf diese Fragen keine Antwort gefunden habe, an die man sich halten und auf die man bauen könnte. Zunehmend bestaunt habe ich alle, die so naiv sind zu glauben, daß sie die Antwort hätten. Aber ich würde mir zutrauen, einen „guten Bestand“ aufzubauen oder dessen Aufbau zu leiten – besser als damals in Konstanz. – Sollten Erwerbung und

Bestandsaufbau gar nichts Wissenschaftliches sein? Sondern etwas eminent Pragmatisches, ein Kompromißgeschäft – eine Kunst?

Das Reizvolle an der Sache ist, daß man aus lauter Unmöglichkeiten dennoch „das Beste“ zu machen versteht. Der Orientalist Hans-Heinrich Schaeder sagte zu den Teilnehmern seines Oberseminars: Es gibt nur eine Methode, viel wissen und gründlich nachdenken. Dies gilt auch für den Erwerbungsbibliothekar. Bei ihm muß noch eines hinzukommen: glücklich entscheiden. Dem Glück, dies „richtig“ zu machen, folgt der Dank „des Benutzers“.